

24. Juni 2011

Die splendide Leichtigkeit des Seins

Über grosse und kleine Leuchtkäfer – und über schwindende Lebensräume

«Glühwürmchen, Glühwürmchen flimmre, flimmre» – Operettenliebhaber kennen das aus Paul Linckes «Lysistrata». Wer aber kennt Glühwürmchen noch aus eigener Anschauung? In diesen Tagen, um Johanni, kann man die wundersamen Leuchtkäfer auch hierzulande sehen.

Andreas Diethelm

An Wegböschungen und Gebüschsäumen wecken derzeit die goldgelben Blüten des Johanniskrauts die Aufmerksamkeit von Bienen, Hummeln und Schwebfliegen – und mancher Menschen. Schon in der Antike wusste man um eine Verbindung zwischen dem hellen Leuchten von Hypericum und der Leichtigkeit des Seins in einer Mittsommernacht. Mit dem Einbruch der Nacht gibt es zurzeit – um den heutigen Johannistag herum – im Lebensraum dieser Arzneipflanze mit dem stimmungsaufhellenden Potenzial gelegentlich ein Phänomen zu bestaunen, das als Nachglühen der Überfülle sommerlichen Tageslichts gedeutet werden könnte.

Paarungsreigen

Hundebegleitern und Joggerinnen, Verliebten und kontemplativ veranlagten Kiffern könnten sie ins Auge springen, wenn sie an den Rändern der Städte im Dunkeln lagern oder unterwegs sind: die vereinzelt gelb-grünlichen Lichtpunkte am Wegrand. Auf zielbewusster Suche am Zürcher Waidberg erwarten wir, da und dort den Signalen der paarungsbereiten Weibchen der Art *Lampyrus noctiluca* zu begegnen – was im Juni und Juli an manchen noch nicht voll ausgeleuchteten Stellen der Stadt möglich ist. Die fliegenden Männchen des Grossen Leuchtkäfers bleiben unsichtbar, sie besitzen keine Leuchtorgane.

Die Überraschung ist gross, als uns bereits auf dem Weg dahin unzählige winzige leuchtende Ufos lautlos um die Köpfe schweben: Dann und wann geht eine horizontale Flugbahn abrupt in die Vertikale über, vergleichbar einem zu Boden fallenden und dabei erlöschenden Funken. Der Schein der Taschenlampe auf dem Landeplatz wirft Licht auf ein Geschehen, das gemeinhin unseren Augen verborgen bleibt, auf den Liebstaumel eines Glühwürmchenpaares. Natürlich wird das Kunstlicht gleich wieder ausgeknipst. Wir wollen die geglückte Begegnung nicht länger stören, wenn wir schon in den Flugraum des Kleinen oder Zentraleuropäischen Leuchtkäfers, *Lamprohiza splendidula*, eingedrungen sind.

Dass das Johanniskäferchen, wie der Volksmund es auch nennt – «Würmchen» wahrscheinlich wegen der wenig käferartigen Erscheinung des flügellosen Weibchens –, auf natürliche Weise, nämlich (im Falle der Weibchen) zu Fuss, nach Zürich gefunden hat, können wir ausschliessen. Es werden gärtnerische Aktivitäten gewesen sein, die diese Leuchtkäfer an solch zweitklassige Wohnlage befördert haben. Mit Ausnahme von Schaffhausen sind für das Schweizer Mittelland nämlich keine natürlichen Vorkommen bekannt. Nördlich des Rheins aber und in den grossen Flussebenen von Donau, Elbe, Oder und Weichsel finden sich ihre ausgedehnten Lebensräume,

ebenso von den Bündner Südtälern über den Balkan bis zum Kaukasus. Grob zusammengefasst verhält sich die Siedlungsdichte von *Lamprohiza splendidula* annähernd umgekehrt proportional zur AKW-Dichte.

Am Boden oder auf einem niedrigen Blatt sitzend, signalisiert das Weibchen dem männlichen Überflieger die Position mit seinem leuchtenden Hinterleib. Sticht diesem die U-förmige Landmarkierung in seine riesigen Augen, wird es sofort schwach: Es lässt sich augenblicklich und dabei recht zielgenau fallen. Und wir fühlen uns, weil bei dieser Art auch die Männchen leuchten, an die Flüchtigkeit einer Sternschnuppe erinnert.

Der Hochzeitsreigen von *Splendidula* verzaubert die Nacht im Auenwald, in des Käfers angestammtem Habitat. Dieser letzte kurze Akt seines irdischen Gastspiels, der an sein vegetatives, aber mitnichten vegetarisches Dasein anschliesst, ist ein Tanz auf Messers Schneide. In diesen fünf bis zehn Nächten lebt der Käfer von Luft und Liebe allein. Im früheren Leben, drei Sommer lang, folgte er der Schleimspur aller Arten von Schnecken; um hundertfach grössere Beute hat die Larve mit ihrem Giftbiss gelähmt, vorverdaut, sich dann einverleibt und damit ausreichend Reserven angelegt für ihre Verpuppung und den Umbau zum Leuchtkäfer.

Eine berausende Zeit sind die Tage nach der Sonnenwende auch für die Webspinnen. Es ist indes nicht der schöne Schein der Leuchtkäfer, der sie betört, der Körpersaft ist's, nach dem sie dürsten. Der einstige Räuber wird jetzt zur Beute, die Spinnen spannen ihr Netz; und obschon *Splendidula* sich nur wenige Meter ins Gehölz hineinwagt, sind es oft einige zu viel – dann fällt der Vorhang für einen beträchtlichen Teil der Männchen schon kurz vor dem Ziel.

Wenn sie uns lieb wären, müssten wir den Leuchtwesen mehr bieten als glatt rasierte und vergiftete Grünflächen, denn sie künden uns von der Kindheit der Eltern, von der Zeit vor den Rasentrimmern, vor den Laubbläsern und -saugern, einer Zeit vor der chemischen Kriegführung gegen alles, was sich anderswo als am zugewiesenen Platze regt: Menschen, Tiere, Pflanzen, alles Leben eben. Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft beklagte Pier Paolo Pasolini 1975 mit seinen «Freibeuterschriften». In biblischer Absolutheit setzte er die ganze Kraft der Liebe dem Konsumismus entgegen. Das Verschwinden der Glühwürmchen war ihm Indiz für das Vergehen der archaisch-bäuerlichen Welt, für die Zerstörung der alten Kulturlandschaft durch die industrialisierte Landwirtschaft. Im «Corriere della Sera» rief Pasolini in neutestamentlichem Duktus: «Ich gäbe den ganzen Montedison-Konzern für ein Glühwürmchen her.»

Unter dem Titel «Survivance des Lucioles» setzte sich der französische Philosoph und Kunsthistoriker Didi-Huberman vor zwei Jahren kritisch mit Pasolinis pessimistischer Gesellschaftsanalyse auseinander. Um seinem Meister schliesslich allzu selbstsicher entgegen zu können: «Les lucioles ont-elles disparu? Bien sûr que non», ruft er die Schwergewichte der europäischen Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts in den Zeugenstand – ohne dass es ihm jedoch gelänge, Pasolinis hellsichtiges Schwarzsehen als Fehlanzeige zu entlarven.

Energieeffizienz

Die Glühwürmchen sind zwar nicht erloschen, aber wir haben sie aus unserem Leben – weitgehend – ausgeschaltet, wie den Mond und die Sterne. Als Funkverbindung zwischen Tag und Nacht und zwischen Erde und Himmel, mithin – wenn die Spekulation erlaubt ist – zwischen Immanenz und

Transzendenz, scheinen sie nicht mehr benötigt zu werden. Dafür hat die Stadt einen «Plan Lumière» – zur maximalen Inszenierung der nächtlichen Fassade.

«Stromlücke»: So lautet das liebste Mantra der Stromwirtschaft auch noch vor laufendem Fukushima-GAU – ein wohlfeiler Appell an die menschliche Urangst vor Dunkelheit und Kälte. Den Druck dieser Erblast und die Angst vor dem Alleinsein können wir mit Flutlicht, Stroboskopgewitter und Bildschirmen vertreiben – und nebenbei auch die Glühwürmchen. Wir können uns aber auch von den kleinen Leuchtwesen faszinieren, inspirieren – und uns zeigen lassen, was Energieeffizienz ist: Aus achtundneunzig Prozent ihrer dafür eingesetzten Energie wird Licht, und trotzdem schalten sie es aus, wenn sie es nicht benötigen – wenn sie zueinander gefunden haben.

Der Biologe und Wissenschaftsphilosoph Andreas Diethelm arbeitet als Umweltberater und Kulturvermittler in Zürich.

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von NZZ Online ist nicht gestattet.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/aktuell/die_splendide_leichtigkeit_des_seins_1.11034653.html